

GIOVANNI SEGANTINI

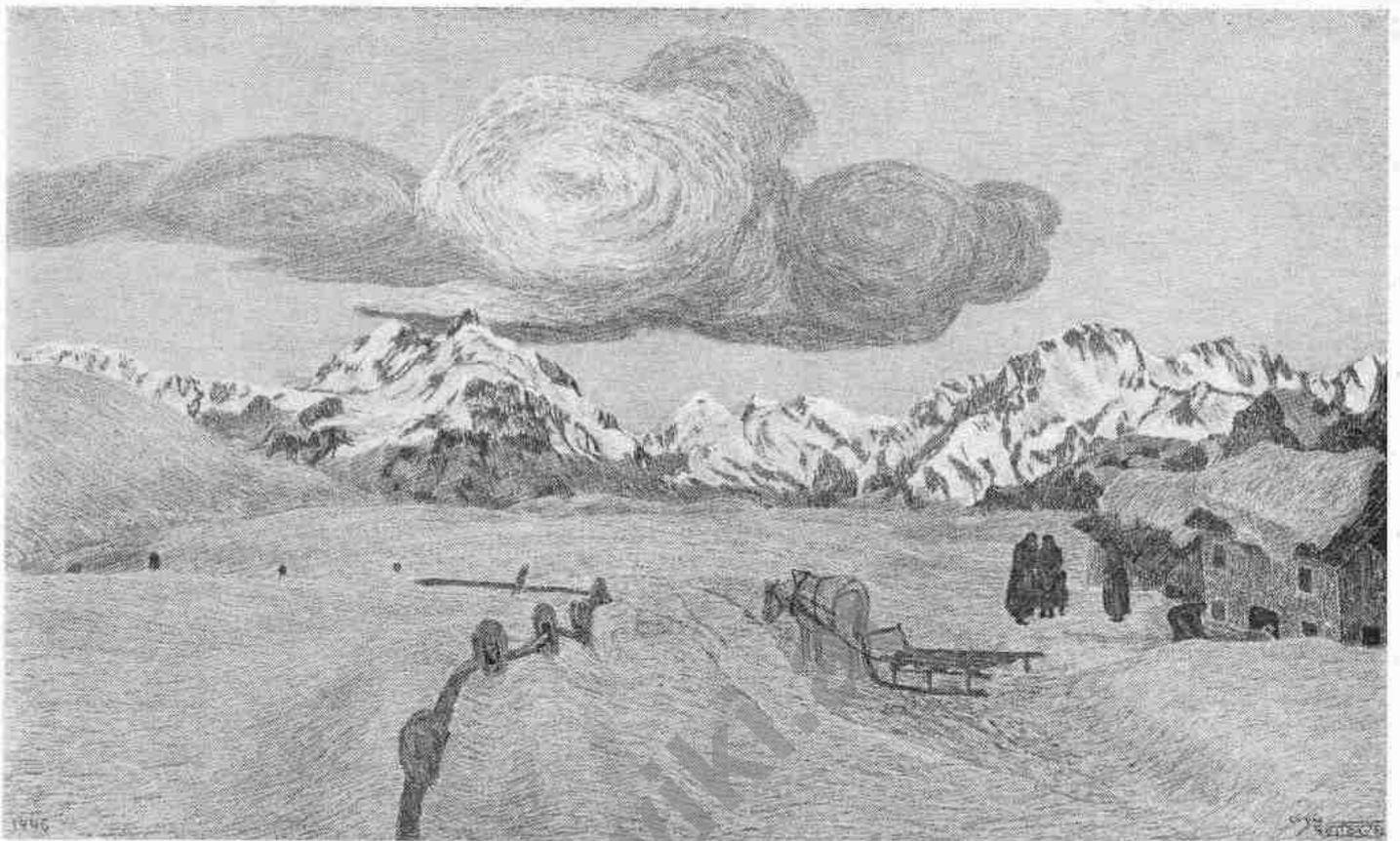
Zum hundertsten Geburtstag

Wer über Bozen und Trient zum Gardasee reist, der kommt südlich des verträumten Lago Toblino in das alte, einst bedeutsame Städtchen Arco. Hoch und senkrecht türmt sich über der Sacra eine burggekrönte Felswand auf. Man lobt diese Gegend als das „Trentiner Paradies“, denn sie bietet die Milde des Südens, Wein und Oliven, einen schützenden Kranz von Bergen und die letzte landschaftliche Herbheit der Alpen an ihrer Südabdachung. Hier begeisterte sich der Dichter Rainer Maria Rilke im Herbst 1899, im gleichen Jahre, in dem in Graubünden der Maler Giovanni Segantini starb.

Und dieser Segantini wurde am 15. Januar 1858 — also vor hundert Jahren — in Arco geboren*). Die Mutter entstammte dem Landadel, der Vater dem Kleinbürgertum. Die Mutter starb, kaum dreißigjährig. Segantini sagte von ihr, daß sie schön gewesen sei wie ein Sonnenuntergang im Frühling. Nach dem Tode der Mutter siedelte der 20 Jahre ältere Vater nach Mailand um, wanderte aber bald aus und ließ den sechsjährigen Giovanni bei dessen Stiefschwester zurück. Es ging ihm nicht gut, und er lief bald aus der Enge der vier Wände

fort zu Bauern vor der Stadt. Aber nicht lange dauerte dies ländliche Leben als Schweinehirt. Seine Kindheit war hart. Obdachlos, hungernd, in Besserungsanstalten eingeliefert, immer wieder eine armselige Freiheit erstrebend, verlebte er sie in Mailand. Einige Zeit verbrachte er im Val Sugana bei einem Stiefbruder, landete aber bald wieder als mittelloser jugendlicher Vagabund in einer Erziehungsanstalt. Und hier entfaltete sich — so merkwürdig dies klingt — sein künstlerisches Talent. Zum zweitenmal dem Zwang entlaufen, malte er für fünf Soldis Porträts von Soldaten, um den Hunger zu stillen. Ein stadtbekanntes Mailänder Original, in dessen Marionettentheater Giovanni mitarbeitete, erteilte dem begabten Jungen, der weder lesen noch schreiben konnte, nebenbei Zeichenunterricht. Ende der 70er Jahre bildete sich Segantini in Abendkursen weiter und erhielt

*) Die Gemeinde Arco veranstaltet im Palazzo Marchetti vom 6. Juli bis 7. September 1958 eine Ausstellung „Giovanni Segantini — der Bergmaler“ zur Jahrhundertfeier seiner Geburt.



Vergehen. Ölgemälde von Giovanni Segantini (1896/99). Segantini-Museum St. Moritz

eine Anstellung als Zeichenlehrer. Hier geriet er bald in Gegensatz zu den doktrinären Theorien der zeitgenössischen akademischen Malerei und ging, als Feind alles Mittelmäßigen, seine eigenen Wege. Kunsthändler kauften ihm die ersten Stilleben und Landschaftsstudien für 30 Lire ab. Er führte ein kümmerliches Leben. 1881 ließ sich Segantini mit seiner jungen Frau auf dem Lande, in der Brianza, nieder. Unter Bauern und Tieren fühlte er sich wohl und heimisch. Hier entstand als reifste Leistung sein großes Querbild „An der Barre“, eine Rinderherde vor verschleiertem Berghintergrund darstellend. Das Gemälde „Letzte Stunde des Tages“ brachte ihm die erste Goldmedaille ein, der weitere folgten, so für „Kühe im Joch“ und das berühmte Bild „Pflügen“, das u. a. die Münchner Pinakothek besitzt.

Über seine Malweise sagte Segantini: „Ich bemühte mich vor allem, das Licht festzuhalten, und begriff, daß man beim Mischen der Farben auf der Palette weder Licht noch Luft bekam. So fand ich das Mittel, die Farben echt und rein anzuordnen, indem ich auf der Leinwand die Farben, die ich sonst auf der Palette gemischt hätte, ungemischt die eine neben die andere setzte und dann es der Netzhaut überließ, sie beim Betrachten des Gemäldes auf ihre natürliche Entfernung zu verschmelzen. Ich erhielt so eine Bewegtheit der farbigen Materie und erreichte auf diese Weise in höherem Maße den Eindruck von Licht, Luft und Naturtreue.“ Dies gelang Segantini in hohem Maße, und auf manchem seiner Bilder erinnert das Zerlegen des Lichtes und der Farben an Van Gogh.

Sein Traumland fand Segantini 1886 in der Bergwelt Graubündens. Mit Frau und vier Kindern und ganzen 35 Rappen in der Tasche kam er nach Savognin; hier erhielt er aber auch erstmals von einem Bankier 5000 Lire in Gold für ein bestelltes Gemälde. Immer stärker drängte es ihn, in größeren Höhen das flirrende Licht, die Einsamkeit und die Gewalt der Berge zu malen.

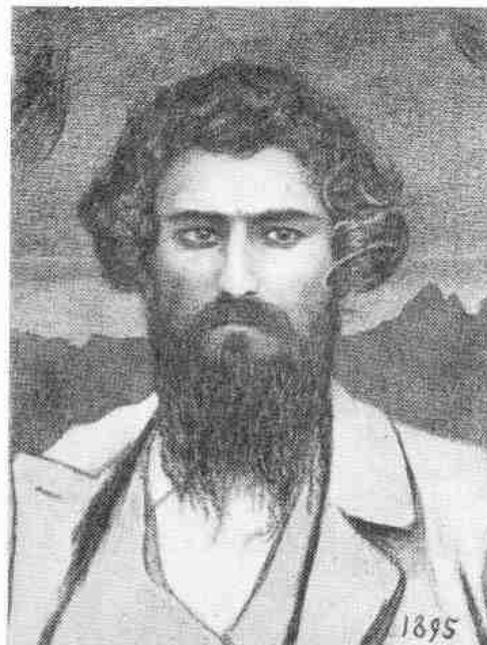
Die nächsten Stationen seines Lebensweges hießen: Maloja und Soglio. Nun hatte er sein Paradies gefunden: die klar umrissenen Granitgipfel des Bergells über einem begnadeten Erdenfleck. Nun war auch der Künstlerruhm Segantinis bereits in alle Welt gedungen, und die Ausstellungsleiter baten ihn um seine monumentalen Werke. Ohne finanzielle Sorgen konnte er wie ein Besessener arbeiten. Er schrieb an einen Freund und Gönner: „Wenn ich mit dem Pinsel die Gräser, die Blumen, Tier und Mensch liebkose und zu den Felsen, zum Himmel emporklettere, so übertrage ich auf alle Dinge, die ich berühre, den besseren Teil von mir selbst. Ich arbeite mit Feuereifer daran, der Natur ihr geistiges Geheimnis zu entreißen ...“ Bis zu 16 Stunden am Tag stand er im Sommer 1899 vor der Leinwand und malte an dem großen Triptychon der Natur: „Werden“ — „Sein“ und „Vergehen“. In kühlen Septembertagen vollendete er die verschneite Bergkette des letzten Werkes. Dabei erkrankte er hoch oben

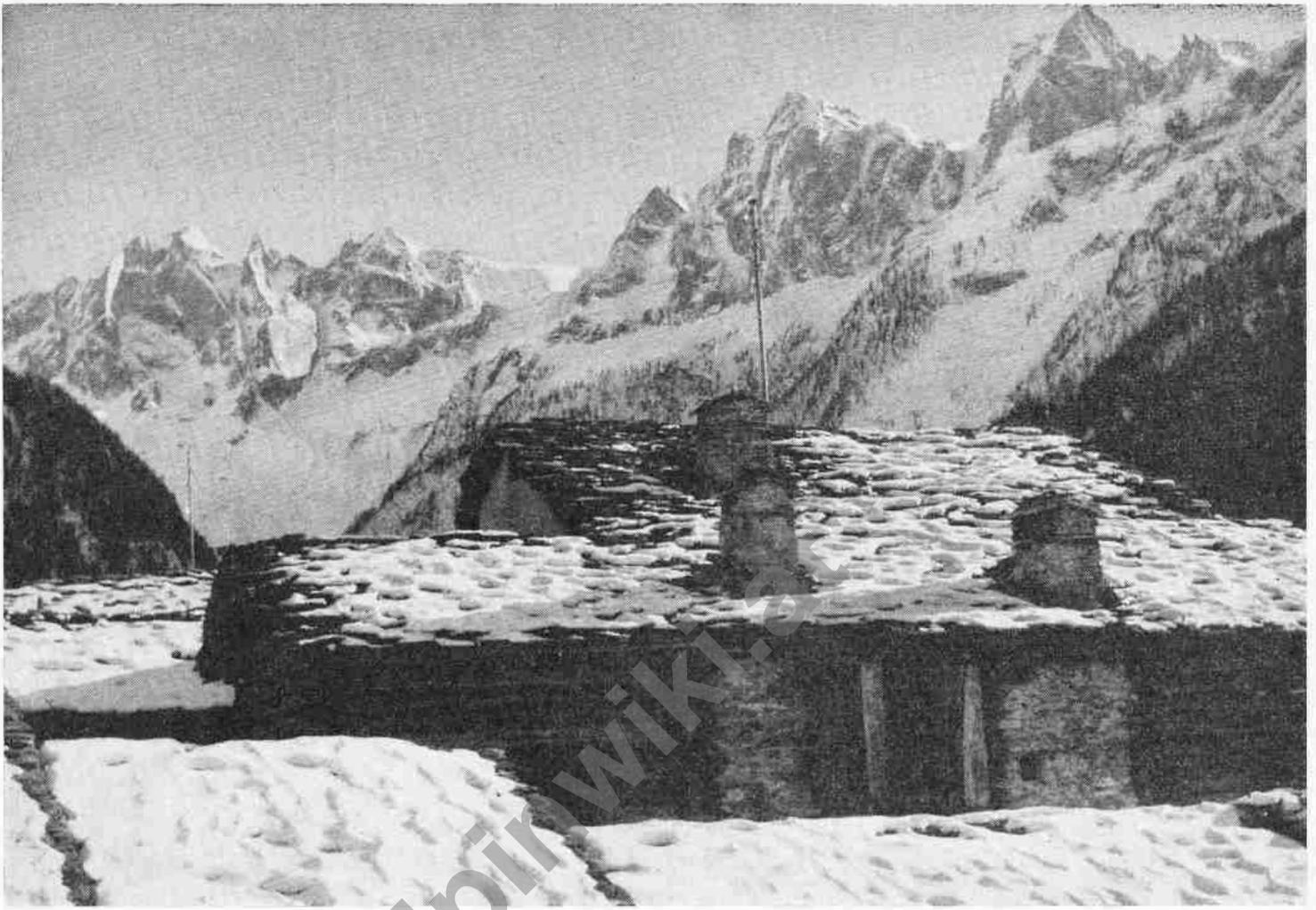
am Schafberg in einer primitiven Berghütte an einer Blinddarmentzündung, der er erlag. Man hatte sein Bett an die kleine Fensterluke gerückt, und seine letzten Worte waren: „Voglio vedere mie Montagne.“

E. W. Bredt, der in der „Zeitschrift des DuOAV“ 1906/07 das Schaffen der Alpenmaler würdigte, bezeichnete Segantini als den „Erfüller des malerischen Programms des letzten Jahrhunderts“ und begründete dies wie folgt: „Segantinis adelige Schöpfungen sind dem Alpinisten wohlvertraut. Der Herbst des Jahres 1899 raffte ihn dahin. Er steht also am Ende des Jahrhunderts, und von ihm aus sei auf das ganze Jahrhundert zurückgeschaut.“

Wie steht er in der Entwicklung der alpinen Malerei des 19. Jahrhunderts? Ist nicht das ganze Werk Segantinis wie Erfüllung vieler Hoffnungen und Pläne und Malertheorien des Jahrhunderts?

Koch wollte große Linie und großen Gehalt. Sein Wollen war groß — und immerhin weithin, bald stärker, bald schwächer, war sein Wirken wirk-





Soglio an der Schwelle zum Bergell. Rechts der Piz Badile. Hier wohnte und malte Segantini. Bild: H. Bast

sam. Aber sein malerisches Können versagte, sein Blick war romantisch verschleiert, sein Leben zu sehr den Alpen entrückt. Hat Kochs Wollen ein anderer als Segantini erfüllt mit seinen klaren Bergformen, seiner sicheren malerischen Technik? Wer lebte mehr in den Alpen, in der Luft und der Seele der Alpen?

Wie schwach und theatralisch ist die Welt in den Alpen Kochs! Und wer könnte mehr Dichter mit Farben sein als Segantini und dem tiefen Gehalte seiner Schöpfungen nach? Aber auch das andere Ideal der Maler des 19. Jahrhunderts, das Problem von Luft und Licht, das Problem von meteorischer Malerei von Turner, Corot, Morgenstern und Schleich — hat das nicht auch triumphiert in Segantinis Schöpfungen? Denn nicht an Nebelschwaden und Dunstschleier ist die meteorische Malerei gebunden. Wer die Luft so klar gibt wie Segantini, wer so die Farbe verehrt, wer die Firnen so umlichtet und denen da unten die Klarheit der letzten Höhen bringt, der ist Erfüller und Führer weithin.“

Und in den Briefen Segantinis finden wir manches charakteristische Selbstbekenntnis seines leidenschaftlichen Wollens: „Ich arbeite immer weiter an meiner dichterischen Arbeit von dem intimen Empfinden der Dinge in der Natur.

Ja, ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber der Natur. An einem schönen, sonnigen Frühlingstage in diesen mir zur Heimat gewordenen Bergen, wenn die blühenden Alpenrosen aus dem Grau der Granitfelsen oder dem weichen Grün der Triften zart hervortreten, wenn der blaue Himmelsbogen sich in den klaren Augen der Erde spiegelt, da fühle ich einen unendlichen Jubel...

Kein Idealismus ist erhabener als der der Wahrheit...

Meine Neigung, mein Ideal, für das ich mein ganzes Leben lang kämpfte, allein gegen alle Menschen und gegen alle Gesetze, war die Erhaltung der Freiheit meines Ichs...

Wer nicht als Künstler geboren ist, wird nie Künstler. Das Wunder der Kunst offenbart und enthüllt sich, wenn wir es in uns haben. Einpflanzen läßt es sich nicht. Wenn wir in uns

die künstlerische Idee reifen fühlen und ihr alle unsere Fähigkeiten schenken, bis sie zur Reife kommt, so ist es uns, als ob eine Flamme plötzlich unsere Seele erwärme und erleuchte: Die Kraft dieser Flamme ist unwiderstehlich, und das Kunstwerk ersteht durch sie zum Leben.

Heute nennen die Maler unterscheidungslos ein Gemälde schön ob der Kraft seiner Farben, ein anderes ob der Frische des Auftrags oder wegen der Tongebung, der Beleuchtung, der Vollendung seiner Zeichnung, wegen der großen Linien seiner Komposition oder endlich wegen der Wahl des Motives, das durch seine Eindrucksfähigkeit irgendeine Empfindung hervorlockt. Alle diese einzelnen Schönheiten sind meiner Ansicht nach nur Blätter an einer Blume. Ein vollendetes Kunstwerk verlangt, daß alle einzelnen Schönheiten sich untereinander verbinden, miteinander verschmelzen und in ein vollendetes harmonisches Ganze zusammenfließen...

Die Natur war für mich gleichsam ein Instrument geworden, das Töne von sich gab, die all das, was mein Herz erzählte, begleiteten. Und dieses sang die ruhigen Harmonien der Sonnenuntergänge und das innerste Wesen der Natur. Ich strebte immer weiter hinauf in die Höhen. Von den Hügeln ging ich zu den Bergen unter die Bauern, die Hirten, zu den Bewohnern des Hochgebirges, zu ihren Hütten und Ländereien. Ich studierte die Menschen, die Tiere, die Umgebung, die Erde bis zu den innersten Tälern von Graubünden, hielt mich in Savognin auf, wo ich acht Jahre blieb. Indes verbrachte ich manchen Sommer hoch oben auf den hohen Triften von 2500 m und manchen Winter in den kleinen Häuschen dieser Alpen. In jenem Lande lenkte ich kühner mein Auge auf zur Sonne, deren Strahlen ich liebte, die ich mir erobern wollte. Hier war es, wo ich am tiefsten die Natur in ihren lebendigsten Formen und in ihren leuchtendsten Farben studierte.“

Giovanni Segantini hat der Menschheit Unvergängliches geschenkt; Gemälde, deren symbolischer Gehalt weiterwirken, deren Leuchtkraft nie verblasen wird. Sein Malerleben war ein Suchen nach dem Licht in der Farbe.

F. Sch.